



Gerald Hubmann

## Von der Notwendigkeit der Metapher

Der in den Wissenschaften – wie sich zeigen wird, in Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen – allgegenwärtige Gebrauch von sprachlichen Bildern wird meist nur dann zum Thema, wenn er zum Problem wird. So in der aktuellen Debatte, wenn darum gestritten wird, ob die Rede vom menschlichen Bauplan, Bilder aus der Kartografie oder die Schriftmetapher adäquate Beschreibungen gentechnischer Forschungen liefern können. Skeptiker meinen, man solle deshalb auf sie verzichten. Es gibt aber auch Indizien, die für einen anderen, gegenteiligen Befund sprechen: Vielleicht liegt die spezifische Leistung der Metapher gerade darin, dass sie Komplexität reduziert. Sie könnte auch einen einheitsstiftenden Faktor zwischen auseinander driftenden Wissenschaftsfeldern bilden und damit interdisziplinäre Kommunikation erleichtern.

Schon Hans Blumenberg hat, unter dem paradoxen Titel *Ausblick auf eine Theorie der Unbegreiflichkeit*, auf die kognitive Relevanz der Metaphorologie hingewiesen, als einer authentischen Leistung in der Erfassung von Zusammenhängen, die nicht allein aus der Verlegenheit um den Begriff verstanden werden kann. Vielmehr: »Die Metapher reklamiert eine Ursprünglichkeit, in der nicht nur die privaten und müßigen Provinzen unserer Erfahrung, die Spaziergänger- oder Dichterwelten verwurzelt sind, sondern auch die fachsprachlich verfremdeten Präparataspekte theoretischer Einstellung.«

Dies ist für die geisteswissenschaftliche Forschung wohl unbestritten. Man könnte sagen: Sie lebt geradezu davon. So hat Michael

Stolleis jüngst in einem brillanten Vortrag die Geschichte der Metapher vom ›Auge des Gesetzes‹ nachgezeichnet, über die Herkunft aus der Vorstellung vom Auge Gottes, den Disziplinierungsstaat des 19. Jahrhunderts und das ›Auge der allwissenden Staatspartei‹ bis zum buchstäblichen Einsatz von derzeit 300 000 Videokameras auf öffentlichen Plätzen in Deutschland. Und die historische Linguistik vermag nachzuweisen, was sonst eine dumpfe Mutmaßung bleiben müsste: dass es einen Kausalitätszusammenhang gibt zwischen der jahrhundertelangen verbalen Dehumanisierung der Juden als Schmarotzer und Gewürm und dem Aufstieg eines eliminatorischen Antisemitismus. Ebenso kann die Marx-Forschung neue Impulse erhalten, wenn sie sich beispielsweise der Frage widmet, ob der Gebrauch neuer Metaphernfelder bei Marx möglicherweise eine späte Umorientierung zu neuen Leitwissenschaften wie der Chemie markiert. Die Politikwissenschaft schließlich hat die legitimatorisch-ideologische Funktion einer offiziellen Kriegsberichterstattung offen gelegt, die neuerdings nur noch in chirurgisch-sauberen Schnitten (und in Pervertierung des heilberuflichen Vokabulars) die Nervenbahnen der gegnerischen Waffen- und Nachrichtentechnik zu zertrennen vorgibt.

Dergleichen fruchtbare Beispiele ließen sich für die sozialhistorischen Wissenschaften beliebig vermehren. In den Naturwissenschaften indessen wird der Hinweis auf die erkenntnisleitende Funktion der Metapher oft zurückgewiesen und bestenfalls für geisteswissenschaftliche Propaganda gehalten. Wenn in der Physik der Gebrauch von Bildern wie ›Welle‹ und



»In der ›herrschenden Meinung‹ der Philosophie galt die Metapher als die sinnliche, aber leichtfertige Schwester des Begriffs. Da als Kind der Künste ebenso Rhetorik wie Poetik verpflichtet, taue die Metapher nicht zur wissenschaftlichen Erkenntnis – so der Vorwurf. Sie verführe durch schönen Schein. Dem Begriff als Zögling der Logik – ›eindeutig‹ und ›clare et distincte‹ – gebühre allein das Privileg, der wissenschaftlichen Wahrheitsfindung zu dienen.« (W. v. R.)

›Teilchen‹ üblich ist, so wird dies zumeist als umgangssprachliche Nachlässigkeit gedeutet, die durch exakte Terminologie und formale Beschreibung zu beheben ist. Kann es aber sein, dass metaphorische Bilder auch hier eine konstitutive Rolle für den Erkenntnisprozess spielen? Kekulé berichtete, er habe 1865 die Ringstruktur des Benzols entdeckt, nachdem er nachts von einer Schlange geträumt hatte, die sich in den eigenen Schwanz beißt. Hier trifft zu, was Wittgenstein ein halbes Jahrhundert später in die Formulierung fasste: »Ein gutes Gleichnis erfrischt den Verstand.« Und am Beispiel aktueller Entwicklungen lässt sich zeigen, dass dies nicht nur für Chemiker gilt: So hat sich im Bereich der Computertechnologie die Ende der 1980er-Jahre erfolgte Ablösung des alphanumerischen Displays durch die grafisch-interaktive Benutzeroberfläche geradezu als ein Quantensprung (um eine naturwissenschaftliche Metapher zu benutzen) erwiesen. ›Maus‹gesteuerte Bedienungsmetaphern wie ›Ordner‹ und andere Icons, die auf dem ›Desktop‹ erschienen, sowie leistungsfähige Grafik-Hardware waren eben nicht nur für die massenhafte Brauchbarkeit der Rechner von Bedeutung. Sie stellen primär die Enabling Technology für Anwendungsprogramme im wissenschaftlichen Bereich dar und sind unverzichtbare Grundlage etwa für CAMD (Computer Aided Molecular Design) und zahllose weitere wissenschaftliche Nutzungen.

Auch dies ist offenkundig ein erfolgreicher Fall von Komplexitätsreduktion durch metaphorisches Denken. Und ähnlich lässt sich die aktuelle Gentechnik-Debatte deuten, mit ihrer Metaphorik der Schrift, der Sprache und des Lesens im ›Buch des Lebens‹ – wobei letzteres Sprachbild keineswegs von außen an den Gegenstand herangetragen wurde.

Gegen derlei Metaphorik wird im Allgemeinen geltend gemacht, dass sie erstens in die Irre führe, weil sie die Sache nicht treffe. Und zweitens wird sie unter Ideologieverdacht gestellt. So hat die Wissenschaftshistorikerin Lily E. Kay\* darauf hingewiesen, dass die in der DNA enthaltene Sequenz chemischer Basen ebenso wenig eine Sprache darstelle wie das Genom einen Text; zugleich hat Kay auf die sehr handfesten materiellen Beweggründe aufmerksam gemacht, die mit der Rede von der Entzifferung des himmlischen Schöpfungsplans verschleiert werden können.

Obgleich die Kritik ernst zu nehmen ist, soll hier für den Gebrauch der Metapher plädiert werden. Denn schon aus logischen Gründen bedarf die viel geforderte und gepriesene Deutungskompetenz wissenschaftlichen Tuns einer Metasprache, die sich von ihrer Objektsprache unterscheiden muss. Und aus empirischer Sicht spricht einiges dafür, dass der gesellschaftlich notwendige, integrierende Diskurs unterschiedlichster Disziplinen nur mehr auf abstrakter Ebene zu führen ist. Vielleicht ist die Metapher das letzte Bindeglied zwischen den zwei (Snow), drei (Lepenes) oder unendlich vielen (Feyerabend) Wissenschaftskulturen? Dann aber wäre sie deren Lingua franca. Noch Kritiker wie Kay bestätigen diese Annahme, wenn sie aufgrund ihrer Vorbehalte nichts anderes tun als eine bessere Metapher vorzuschlagen, wie etwa: Man sollte das Genom »weit eher als Gedicht denn als Gebrauchsanweisung« lesen. Dazu müsste allerdings die Kunst, Gedichte zu lesen, wieder belebt werden.



\* Kay, Lily E.: Who wrote the Book of Life: A History of the genetic Code, Stanford 2000